

Bin ich weiblich genug? Bin ich männlich genug?

[[Geschlechterzuschreibungen und Sexualität – gendertheoretisch betrachtet

Die ideale Konfektionsgröße für Frauen ist »Größe S«. Ein Mädchen, eine Frau soll »schlank« und »groß« sein und ein »hübsches Gesicht« haben. So die einhellige Meinung von neun befragten Mädchen, die 13 bzw. 14 Jahre alt, zwischen 1,55 und 1,76 m groß sind und zwischen 41 und 65 kg wiegen.¹

Frauen gelten seit jeher als das »schöne Geschlecht« – und unter weiblicher Schönheit wird gegenwärtig Schlankheit, Jugend, Gesundheit und Fitness verstanden. Auch das Männlichkeitsideal wird heute verstärkt auf den Körper verlagert. Hier sind ein »Waschbrettbauch« und ein »knackiger Hintern« angesagt; der ideale männliche Körper ist ein stählerner, perfektionierter Körper. In den westlichen Industrienationen sind der Körper und die Sorge um ihn in den Mittelpunkt gerückt. Die Schönheitsindustrie boomt wie nie zuvor, die Medien konfrontieren uns mit einer Flut von Körper-Bildern, die darüber hinweg täuschen, dass fast keine Frau und kein Mann dem jeweils vorgegebenen Schönheitsideal gerecht werden können.²

Die Verpflichtung zum Schönsein bringt insbesondere Mädchen und Frauen, deren Äußeres den Schönheitsidealen nicht entspricht, dazu, mit ihrem Körper unzufrieden zu sein. Der Frauenkörper wird zur Problemzone. So erzählt jede der befragten Jugendlichen, dass sie Probleme mit ihrer Figur hat – nahezu jede findet sich zu dick, treibt Sport oder geht ins Fitnessstudio, um abzunehmen.³ Aber auch Männer fühlen sich den Zumutungen eines perfekten Körpers unterworfen; als Folge nimmt etwa die

1 Vgl. R. Scheepers, Schönheitsideale der »Girlie-Generation«. Eine Konfirmandinnenstunde, in: Schlangenbrut 20 (2002) Nr. 78, S. 11–14, hier: 12f.

2 Vgl. B. Guggenberger, Einfach schön. Schönheit als soziale Macht, Hamburg 1995; N. Wolf, Der Mythos Schönheit, Hamburg 1993.

3 Vgl. ebd., 13. – 70% der 12–14jährigen Mädchen bevorzugen einen untergewichtigen Körperbau, aber nur 16% entsprechen diesem Wunschbild. 46% aller 12jährigen Mädchen wollen abnehmen, 11% geben an, bereits Diät zu halten (vgl. A. Boeger, Das Körperbild im Jugendalter. Eine geschlechtsspezifische Betrachtung unter entwicklungspsychologischer und klinischer Perspektive, in: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung [Hg.], »meine Sache«. Mädchen gehen ihren Weg. Fachtagung zur Sexualpädagogischen Mädchenarbeit, 19.–21. Juni 2000, Köln 2001, 48–52, hier: 52).

Nachfrage nach kosmetischen Behandlungen zu oder lassen sich bei Männern Formen von Essstörungen ausmachen.⁴

Untersuchungen belegen, welche Bedeutung darüber hinaus Schönheitsideale für die Entwicklung junger Menschen, ihr geschlechtliches Selbstbild und die Aneignung des weiblichen bzw. männlichen Körpers haben.⁵ Da sich hinter dem Schönheitsideal die Verheißung von Spaß haben und »easy living«, von Anerkennung und Liebe verbirgt und »mangelnde« Schönheit als persönliches Versagen gilt – wer dick und unattraktiv ist, ist selbst schuld –, gestaltet sich das Erwachsenwerden als äußerer und innerer Kraftakt. Das Jugendalter stellt die Phase dar, in der sich die stärksten Körperv Veränderungen im gesamten Lebenslauf ereignen. Somit gewinnt der Körper auch unter dem Aspekt der Entwicklung eine besondere Bedeutung – es muss eine Anpassung an diesen veränderten Körper erfolgen und eine eigene sexuelle Identität aufgebaut werden.⁶

1 Körper(bilder) und Geschlecht

Der konkrete männliche und weibliche Körper ist immer auch sozialer Körper, der von Kindesbeinen an soziale Werte und Normen aufnimmt und der als soziales Kommunikations- und Ausdrucksmittel fungiert. Durch Körperhaltungen werden etwa soziale Beziehungen wie Nähe oder Hierarchie ausgedrückt, werden Absichten mitgeteilt, Beziehungen geknüpft oder abgebrochen. Vor allem jedoch werden soziale Unterschiede und die Zugehörigkeit zu bestimmten sozialen Gruppen ausgedrückt.

Dem Umgang mit dem Körper in den westlichen Industriestaaten liegt heute die Vorstellung der Machbarkeit zugrunde: Der Körper ist das Ergebnis von Handlungen, die zu seiner Perfektionierung führen – oder eben nicht dazu führen und dann verstärkter Anstrengungen und neuer Strategien bedürfen bzw. Frustration oder gar psychische Probleme verursachen. Der »kulturelle« Körper gehorcht dem gesellschaftlichen Diktat, das einen unterschiedlichen Umgang der Geschlechter mit ihrem Körper prägt. In unserer von Bildern und visuellen Ikonen geprägten Ge-

4 Vgl. R. Amnicht-Quinn, »Eigentlich sollte ich doch jetzt wunderschön sein ...« Über die Schönheit und das »schöne Geschlecht«, in: Schlangenbrut 20 (2002) Nr. 78, 5–10, hier: 7.

5 Vgl. z.B. K. Flaake, Körper, Sexualität und Geschlecht. Studien zur Adoleszenz junger Frauen, Gießen 2001; J. Braun, Jungen in der Pubertät. Wie Söhne erwachsen werden, Hamburg 2003; P. Milhoffer, Wie sie sich fühlen, was sie wünschen. Eine empirische Studie über Mädchen und Jungen auf ihrem Weg in die Pubertät, Weinheim/München 2000; D. Schnack, Kleine Helden in Not. Jungen auf der Suche nach Männlichkeit, Hamburg 1997.

6 Vgl. Boeger, Körperbild.

sellschaft ist der Körper ein Medium der Selbstdarstellung, eine Quelle für vergnügliche Erfahrungen und ein Experimentierfeld für die eigene soziale, kulturelle und geschlechtliche Identität. So dient auch die Kleidung nicht mehr dazu, den Körper zu verhüllen, sondern ihn zu modellieren, zu enthüllen und zu illustrieren⁷. Mode ermöglicht – unbeschadet jeweiliger Trends – aufgrund ihrer geschlechtsspezifischen Stereotypen⁸ die Herstellung von Geschlechtsidentität – sie lässt sich »anziehen«.⁹ Andererseits unterstützen die Einflüsse der modernen amerikanischen Kultur und der internationalen Popmusik-Trends einen instabilen Mix von maskulinen und femininen Ausdrucksformen. Untersuchungen belegen, dass zwei Drittel der Frauen zwischen 20 und 24 Jahren in den USA, Deutschland und Italien sowie mehr als 40% der jungen Männer in den USA, Deutschland und Großbritannien sich durchaus vorstellen können, sowohl maskuline als auch feminine Seiten zum Ausdruck zu bringen.¹⁰ Kleidung und Styling stehen somit in Wechselwirkung zur Konstruktion von Identität und Geschlecht. »Aus dieser Sicht ist das Selbstverständnis ... als Mann oder Frau ... körperlich begründet, nicht aber biologisch-körperlich, sondern sozial-körperlich; es basiert auf komplementär gebildeten, geschlechtstypischen Habitusmustern, die ... unterschiedliche Haltungen des Körpers und zum Körper umfassen ...«¹¹

Als erstrebenswert erklärte männliche und weibliche Körperbilder begegnen uns überall, sei es in Kinderzimmern, in Printmedien, in der Werbung oder im Film. Da finden sich z.B. »He-Man« oder »Barbie«; beide (nicht nur für Kinder und immer noch) Inbegriff des Männlichen bzw. des Weiblichen. Er, »He-Man«, der siegreiche und einsame Kämpfer, verkörpert den Mythos von Körperkraft und Potenz, sie, »Barbie«, nur aus Beinen, Haaren und Brüsten bestehend, verkörpert den Mythos von Schönheit. Dreidimensionale Bilder aus Hartplastik, nicht weniger einprägsam als die durch SchauspielerInnen und Models gesetzten Normen für Frauen- und Männerbilder.

Bedeutsam ist ebenfalls die Wechselwirkung zwischen den in der Werbung eingesetzten Körperbildern und der Vermarktung bestimmter Produkte.¹² Mit nahezu je-

7 Dies wird anhand der Untersuchung des International Research Institute On Social Change (RISC International), im Jahr 1999 in Großbritannien, Frankreich, Deutschland, Italien und Spanien durchgeführt, dokumentiert (vgl. Jugend 2000: Themenheft Lycra Juni 1999 <http://www.risc-int.com>).

8 Vgl. die Unterschiede bei Mädchen- und Damenmode bzw. Knaben- und Herrenmode, Damen- und Herrenfrisier-Salons etc.

9 Vgl. E. Gaugele u. K. Reiss (Hg.), Jugend, Mode, Geschlecht. Die Inszenierung des Körpers in der Konsumkultur, Frankfurt/M. 2003.

10 Dies wird auch in der TV-Kultserie »Friends« dokumentiert; vgl. Jugend 2000, 6.

11 H. Brandes, Männlicher Habitus und Gesundheit, in: Blickpunkt DER MANN 2/2003, 10–13, hier: 10.

12 Vgl. z.B. H. Rechner, Geschlechterrollen in der Werbung. Ausarbeitung des Vortrags vom 23. Januar 2001, <http://home.t-online.de/home/Horst.Rechner/rollen/geschlechterrollen.html>.

dem Produkt wird ein entsprechender Männer- bzw. Frauentyp verkauft¹³: mit Parfüm der androgyne Mann, mit Pudding der liebevolle Familienvater, mit Kaffee der allein erziehende Vater etc. Darüber hinaus kreieren Handel und Wirtschaft auf diese Weise »moderne«, »neue« Männertypen wie etwa den »Metrosex-Man«¹⁴, den »e-Man«¹⁵ oder den »Care-Man«¹⁶. Neben der Mutter und Hausfrau präsentiert die Werbung die erfolgreiche Frau, die partnerschaftliche Frau, die Alleskönnerin wie auch die Frau als Sex- und Dekorationsobjekt.¹⁷ Sowohl die Darstellung von Männern als auch von jenen von Frauen bietet neue Facetten, die zu einer Annäherung der Geschlechterrollen zu führen scheinen. Traditionelle stereotype Eigenschaften von Frauen und Männern geraten in Bewegung: Der »neue« Mann zeichnet sich dadurch aus, dass ihm Gefühle, Zärtlichkeit, Treue und Kinderliebe wichtiger werden, während Karriere und Einkommen an Bedeutung verlieren. Die moderne Frau tritt nicht nur modisch und gepflegt auf, sondern zeigt Selbstbewusstsein, Selbstständigkeit, Engagement und Ehrgeiz und verbindet mit leichter Hand Familie und Beruf.

Zu diskutieren ist allerdings die Frage nach dem Verhältnis zwischen den Geschlechterbildern in Werbung und visuellen Medien und dem Geschlechterverständnis konkreter Frauen und Männer in unserer Gesellschaft: Stimmen die medial dargestellten Bilder mit der Selbstwahrnehmung der Geschlechter und den geschlechtlichen Rollenerwartungen überein? Eine genauere Analyse der Männerbilder in Medien und Realität zeigt, dass sich das gesellschaftlich relevante Bild des Mannes weiterhin schwerpunktmäßig durch Erfolg (im Beruf), Sachlichkeit und Kompetenz kennzeichnen lässt.¹⁸ Mit Blick auf das Frauenbild lässt sich aufzeigen, dass Frauen immer noch weitaus häufiger in der Rolle »Hausfrau/Mutter/Sex-/Dekorationsobjekt« im privaten oder Freizeit-Bereich als in einer außerhäuslichen Berufsrolle gezeigt werden.¹⁹ – und auch für sich beanspruchen, den im häuslichen und privaten Bereich anfallenden Aufgaben besser als Männer gewachsen sind.²⁰

Auffällig ist dabei, dass Körperbild und Geschlechtsrolle deutlich miteinander korrelieren und die Geschlechterordnung der Ungleichheit darstellen. Frauen werden durchweg als kleinere, zierlichere, schwächere, kraftlosere und nur indirekt Macht

13 Vgl. ebd.; G. Zurstiege, *Mannsbilder – Männlichkeit in der Werbung*, Opladen/Wiesbaden 1998.

14 D.h. der gepflegte Mann, der lieber in Galerien geht als auf den Fußballplatz.

15 Der e-Man ist Weltmeister beim Surfen im Internet.

16 Der Care-Man ist gesundheitsbewusst, hat für sich die »Andropause« entdeckt und kümmert sich stärker um sein Aussehen – mit dem Ziel, sich von der Masse abzuheben und eine eigene Körperästhetik zu entwickeln.

17 Vgl. R. Bergler, B. Pörzgen u. K. Harich, *Frau und Werbung*, Köln 1992; G. Mühlen-Achs, *Frauenbilder – Männerbilder. Die Inszenierung der Geschlechterdifferenz in den visuellen Medien*, in: *Medienbildung 1999* (<http://www.learnline.nrw.de>); Chr. Schmerl (Hg.), *Frauenzoo der Werbung. Aufklärung über Fabeltiere*, München 1992.

18 Vgl. Rechner, *Geschlechterrollen*.

19 Vgl. ebd.; Mühlen-Achs, *Frauenbilder*.

20 Vgl. P. Döge / R. Volz, *Wollen Frauen den neuen Mann? Traditionelle Geschlechterbilder als Blockaden von Geschlechterpolitik*, St. Augustin 2002, 46–48.

wirkende Wesen konstruiert und legen wenig Wert auf die Teilhabe an Macht oder die Inanspruchnahme von Raum, während Männer sowohl im Bild als auch in der Realität selbstbewusst Kraft und Härte demonstrieren, viel Raum einnehmen und überlegende Gelassenheit mimen.²¹

Wenngleich also die medial vermittelten Geschlechterrollen einerseits einen Trend zu mehr Gleichheit und Gleichberechtigung zwischen Frauen und Männern aufweisen, so wird doch andererseits weitgehend an den traditionellen Stereotypen einer hierarchischen Geschlechterordnung festgehalten und diese somit weiter tradiert.²²

Nicht nur unter dieser Perspektive stellt die Zweigeschlechtlichkeit unserer Gesellschaft eine Grenze dar. Auch der körpersprachliche Diskurs ist in unserer Kultur durch das jeweils vorherrschende Konstrukt von Geschlecht bestimmt, sodass der körperliche Ausdruck zum tertiären Geschlechtsmerkmal wird. Die Konstruktion des Geschlechts erfolgt somit durch den Körper bzw. durch eine entsprechend ritualisierte Körpersprache²³. »Wer die Grenze zwischen den Geschlechtern überschreiten will, muss jede Geste, jeden Blick, jeden Schritt verändern, um als das andere Geschlecht wahrnehmbar zu werden. ... der ganze Habitus wird zum Zeichen für die Geschlechtsidentität.«²⁴

2 Körper(bilder) und Sexualität

In unserer westlichen Gesellschaft wird suggeriert, dass ein im Fitnessstudio gestählter und durch Diäten schlanker Körper zum Glücklichen, zu beruflichem und privatem Erfolg führt und begehrenswert ist. Die äußere Erscheinung gilt als Schlüssel zu gelingenden Beziehungen: »Gesundheit, Attraktivität und körperliche Leistungsfähigkeit sind von enormer Bedeutung, nicht nur für die Selbstwahrnehmung, sondern auch im Hinblick auf FreundInnen und heterosexuelle Beziehungen.«²⁵ So sind »erotische Ausstrahlung« und »körperliche Schönheit« wesentliche Kennzeichen der »Traumfrau«, wie Männer sie sich vorstellen und

21 Dies hat sich in den mehr als 30 Jahren seit Beginn der entsprechenden Untersuchungen nur unwesentlich geändert (vgl. *Mühlen-Achs*, Frauenbilder; *M. Weiderer*, Das Frauen- und Männerbild im Deutschen Fernsehen, Regensburg 1993).

22 Dies mag auch an den spezifischen Machtverhältnissen innerhalb der Medien liegen. Die in der Regel männlichen »Macher« nutzen die Möglichkeiten der Medien weniger zur Auflösung als zur Aufrechterhaltung bzw. zur Verstärkung der Geschlechterverhältnisse (*Mühlen-Achs*, Frauenbilder).

23 In der amerikanischen Gender-Forschung wird dies durch den Begriff des doing gender ausgedrückt.

24 *S. Becker*, Unerhört weiblich leiblich? Phänomenologische Perspektiven auf Enttrivialisierung leiblicher Wahrnehmung als Methode feministischer Religionspädagogik, in: *RpB* 43/1999, 193–206, hier: 198; vgl. zum Ganzen auch *D. Alfermann*, Geschlechterrollen und geschlechtstypisches Verhalten, Stuttgart 1996.

25 *Boeger*, Körperbild, 49.

Frauen sie sehen.²⁶ Die körperliche Attraktivität der Partnerin ist für Männer nach wie vor ein wichtiges Kriterium²⁷. Nur ein Viertel der Männer (26 Prozent) stimmt der Aussage zu, dass »sexuelle Anziehungskraft« nichts mit »gutem bzw. hübschem Aussehen« zu tun habe.²⁸ Allerdings: »Der Attraktivität, der erotischen Ausstrahlung und der körperlichen Schönheit schreiben Frauen eine wesentlich größere Bedeutung für die Männer zu als diese selbst.«²⁹ Da Mädchen und Frauen häufig Misstrauen in die eigene physische Attraktivität haben, beurteilen sie ihren Körper negativ; vor allem Frauenkörper scheinen grundsätzlich ungenügend zu sein.³⁰

Somit setzen Körperbild und Schönheitsideal nicht nur, wie gemeinhin angenommen, männliche, sondern ebenfalls weibliche Menschen unter Leistungsdruck. Bereits früh erfahren Mädchen, »dass eine hübsche Frisur, ein schönes Kleidchen ihnen wohlwollende Aufmerksamkeit sichert« – sie »sollen gefallen, und zwar mit und durch ihren Körper«³¹. Vielfach halten sich Mädchen und Frauen daher nur bei »richtigen« Körpermaßen für liebenswert und verinnerlichen damit auf viel strengere Weise, als männliche Menschen ihn anwenden, einen »männlichen Blick«. Entsprechend investieren sie in ihre körperliche Erscheinung und sind bestrebt, ihr Aussehen unter dem Druck ständiger Selbstkontrolle zu verändern.

Im Gegenzug ist Mädchen und Frauen das Äußere an Jungen und Männern entschieden weniger wichtig – obwohl sie Anfragen und Forderungen an ihr eigenes Äußeres akzeptieren. Umfragen zufolge rangiert bei Frauen noch vor Geld, Charme, Eloquenz und Schönheit des Mannes dessen »Macht«: Mehr als die Hälfte der Frauen erachtet das »gute Aussehen« eines Mannes als »nicht so wichtig«.³² Etwa vier Fünftel der befragten Frauen dagegen betrachten »Macht« als ausschlaggebenden Faktor für das Verlieben und finden Gefallen am männlichen Beschützer.³³

Auf diesem Hintergrund mag verständlich sein, dass – während Mädchen und Frauen ihre eigene Attraktivität im Vergleich mit Geschlechts-genossinnen zumeist unterschätzen – sich Jungen und Männer häufig at-

26 Vgl. Döge/Volz, Frauen, 28.

27 Eine Untersuchung von Bekanntschafts- und Heiratsanzeigen in Frankreich und Deutschland zwischen 1913 und 1993 bestätigt diesen Befund (vgl. M. Kraemer, Partnersuche und Partnerschaft im deutsch-französischen Vergleich 1913–1993. Eine empirische Analyse zum Wertewandel anhand von Heirats- und Bekanntschaftsanzeigen, Münster u.a. 1998).

28 Vgl. ebd., 42.

29 Ebd., 28.

30 Vgl. Boeger, Körperbild; R. Annicht-Quinn, Körper und Sexualität, in: I. Leicht u.a. (Hg.): Arbeitsbuch Feministische Theologie. Inhalte, Methoden und Materialien für Hochschule, Erwachsenenbildung und Gemeinde, Gütersloh 2003, 231–236.

31 A. Wilser / D. Preiß, Schönheitsideale zwischen Standards und Individualitätsansprüchen, in: Bundeszentrale (Hg.), »meine Sache«, 67–72, hier: 69.

32 Vgl. Döge-Volz, Frauen, 42.

33 Vgl. ebd., 43.

traktiver als ihre Geschlechtsgeossen betrachten. Lässt man männliche Menschen »ihr tatsächliches eigenes Aussehen, das gewünschte Aussehen und ... die vom Gegengeschlecht am meisten präferierte Figur einschätzen, dann überschneiden sich ... alle drei« im positiven Sinne.³⁴

Interessant ist hier auch der Blick auf den männlichen Körperkult, wie er beispielsweise in der Werbung mit dem nackten Männerkörper praktiziert wird: »Dieser Männerkörper wird mit vorzugsweise fotografischen ... Mitteln re-mythisiert, es ist kein eiserner mehr, sondern ein »Lichtpanzer«, der seinen Körper überzieht ... Un-erreichbar und unerreicht, einzigartig und einsam ... Das Gegenüber ist ... keineswegs Partnerin oder Partner ...«³⁵ Erfolgt mit der öffentlichen Darstellung des nackten Männerkörpers auf den ersten Blick ein Ausgleich zur Sexualisierung des weiblichen Körpers, so deckt der zweite Blick auf, dass längst nicht Gleichheit angestrebt oder erreicht wird. Während die immer noch allgegenwärtige Darstellung des leicht oder nicht bekleideten Frauenkörpers zur Enttabuisierung der Sexualität beiträgt und seine Präsentation als Symbol für eine männliche Vorstellung steht, ist der dargestellte Männerkörper nicht Objekt der Begierde, sondern verweist auf sich selbst.³⁶

3 Sexualität als Entwicklungsaufgabe

Zentrale Entwicklungsaufgabe junger Menschen ist die Entwicklung einer weiblichen bzw. männlichen Geschlechtsidentität, wobei die kulturelle Ausformung der Vorstellungen von einer erwachsenen weiblichen bzw. männlichen sexuellen Identität eine wichtige Rolle spielt. Darüber hinaus gilt es den Blick dafür zu schärfen, wie Mädchen und Jungen unter bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen ihre sexuelle Entwicklung gestalten. Unter gendertheoretischer Perspektive ist überdies der je subjektive Blick beider Geschlechter in den Mittelpunkt zu stellen, ihr aktives und kreatives Handeln zur Herstellung von Weiblichkeit und Männlichkeit. Eine der wichtigen Praktiken zu deren Herstellung besteht darin, eine bestimmte Beziehung Frau – Mann zu inszenieren. Dazu bedienen sich Mädchen und junge Frauen – ebenso, wenn auch anders als Jungen und junge Männer – sowohl traditioneller Verhaltensmuster als auch neuer Handlungsoptionen, die biographisch ständig neu gemixt werden (müssen). Dies bedeutet einerseits neue Freiheiten, andererseits birgt es neues Konfliktpotential, verbunden mit Unsicherheiten und Ängsten.

Zunächst ist Sexualität, wie sie vor allem über die oben skizzierten Körperbilder vermittelt wird, gesellschaftlich geformt und damit patriarchal geprägt: Weibliche Sexualität orientiert sich in weiten Teilen an männlichen Bedürfnissen und Standards. Konkret heißt dies, dass Mädchen und Frauen Sexualität in einem nicht geringen Maß gewaltförmig erleben.

34 Vgl. Boeger, Körperbild, 51.

35 R. Amnicht-Quinn, Körper – Religion – Sexualität. Theologische Reflexionen zur Ethik der Geschlechter, Mainz 1999, 71.

36 Vgl. ebd., 71f.

Gerade im Bereich der Sexualität erfahren sie ein Machtgefälle, in dem sie als »eroberte« oder vergewaltigte Opfer den sexuellen (verbalen und körperlichen) Übergriffen durch Jungen und Männer weitgehend wehrlos ausgeliefert sind. Indem sie ihren Körper eher aus männlicher Perspektive betrachten und sich selbst – um begehrt zu sein und geliebt zu werden – den gängigen Schönheitsidealen unterwerfen, fügen sie sich überdies selbst Gewalt zu.

Männliche Sexualität ist entsprechend von »Männlichkeitsansprüchen« überfrachtet. Als männliche Domäne befördert sie das Bild einer aktiven, zielgerichteten und objekt-orientierten Sexualität. Jungen und Männer sollen Initiative ergreifen, es »machen«. Bei Befragungen teilen sie ein nahezu uneingeschränktes eigeninitiatives Engagement mit³⁷ – allerdings ohne aufzudecken, ob sie damit Wunschdenken oder konkrete Erfahrungen benennen. Werden diese überkommenen Strukturen und Anforderungen durch die Suche nach dem »neuen« Mann in Frage gestellt, gesellen sich Hilflosigkeit und Angst zum Anspruch, den Vorstellungen eines »richtigen« Mannes zu genügen.

Angesichts der postmodernen Zumutung, ständig flexibel sexuelle Identitäten zu bauen, die in sich stabil und doch beweglich sein müssen, ist jedoch auch eine aktiv und individuell gestaltete Sexualität notwendig. Aus sexualpädagogischer Perspektive betrachtet, kann es demnach nicht um den Erwerb einer sexuellen Identität im Sinne einer mechanistischen Übernahme von Geschlechtsrollenbildern gehen; vielmehr geht es darum, das eigene Selbst zu erkennen und die eigene Position zu klären. Ziel ist der eigenständige Entwurf einer sexuellen Identität in permanenter Auseinandersetzung mit sich selbst, mit Gleichaltrigen und mit Erwachsenen.

In dieser Auseinandersetzung sind Mädchen und Frauen im Nachteil. Mit dem Eintritt in die Pubertät wird die bis dahin noch offene Identität von Mädchen weiterhin auf das klassische Weiblichkeitsbild der sexuell attraktiven, aber passiven und zurückhaltenden Frau eingeeengt.³⁸ Hergestellt wird diese Beschränkung durch die Sexualisierung des Körpers, des Geschlechterverhältnisses und der persönlichen Wertschätzung. Dies führt zur Bestätigung der klassisch-männlichen Identität, die in Abgrenzung zur untergeordneten Weiblichkeit konstituiert wird. Dennoch – gestützt durch Initiativen sexualpädagogischer Mädchenarbeit – zeigen Mädchen und junge Frauen zunehmend Eigeninitiative und sind immer weniger gewillt, sich auf die Spielregeln von Jungen und Männern einzulassen. Zumeist liegen konkrete Erfahrungen zugrunde: Mädchen fühlen sich bedrängt, schätzen das Verhütungsverhalten der Jungen negativ ein oder haben massive Gewalterfahrungen gemacht. Allerdings:

37 Vgl. G. Schmidt u.a. (Hg.), Jugendsexualität. Sozialer Wandel, Gruppenunterschiede, Konfliktfelder, Stuttgart 1993.

38 Vgl. C. Helfferich, Jugend, Körper und Geschlecht, Opladen 1994. – Auf diesem Hintergrund ist wohl auch der Wunsch von Mädchen zu verstehen, möglichst lange einen knabenhaften Körper zu behalten.

Trotz dieser Erfahrungen sind viele der Mädchen und jungen Frauen überzeugt, dass diese Probleme mit dem »Richtigen« lösbar sind, und träumen vom »Märchenprinzen«, der ihren Vorstellungen entspricht und sie erwidert.³⁹ »Sie reagierten dabei nicht offensiv, indem sie z.B. ... ihre Vorstellungen behaupteten, sondern defensiv und bekräftigten so indirekt die traditionellen Männlichkeits- und Weiblichkeitsbilder, indem sie diese nur im privaten Raum in Frage stellten.«⁴⁰

Es legt sich nahe, hier eine Korrelation zur ambivalenten Botschaft der gesellschaftlich vermittelten Körperbilder von Frau und Mann herzustellen, die in aller Veränderung und Angleichung aneinander im Traditionellen verharren. Diese Bilder wecken bei Mädchen und Frauen den Wunsch, »ganz befreit und doch femininsexy« zu sein.⁴¹ Somit wachsen Mädchen in eine Realität hinein, die ihnen eine Strategie abverlangt, mit deren Hilfe diese Gratwanderung relativ schadlos bewältigt werden kann. Zur näheren Beschreibung dieser Strategie kann der These von Anne Schwarz gefolgt werden: »Mädchen leben zunehmend in mindestens zwei, wenn nicht noch mehr sexuellen Erfahrungswelten, die sie kompetent handhaben und balancieren.«⁴² Es ist dies zum einen die Welt der »normalen Realität«, zum anderen die Welt des »schönen Scheins«, in der Mädchen in »eine phantastische andere Identität« schlüpfen, initiiert durch Filme und Printmedien sowie die Welt der »geschlechtsungebundenen sexuellen Kicks«, in der sie sich selbst und ihren Körper inszenieren.⁴³ Schwarz geht davon aus, dass die Mädchen und jungen Frauen von heute »durch ihre Identitätsarbeit und ihr Bemühen um ein gleichberechtigtes Miteinander« dazu beitragen, »ihre geschlechtshierarchischen Lebensbedingungen zu verändern«⁴⁴. Es stellt sich jedoch die Frage, ob über das Neue des »pragmatischen Umgangs« mit Realität, Schein und Phantasie hinaus⁴⁵ tatsächlich eine wirkliche Veränderung der zweigeschlechtlichen Ordnung herbeigeführt werden kann.

Ein durchgreifender Wandel der Geschlechterverhältnisse ist m.E. erst dann zu erreichen, wenn auch Jungen und Männer entsprechende Veränderungen initiieren. Bisher ist jedoch m.W. sexualpädagogische Jungenarbeit noch wenig etabliert und ein weitgehendes Fehlen entsprechender Konzepte, die männliche Jugendliche fordern und fördern, zu beklagen.

39 Vgl. A. Schwarz, Mädchen auf dem Weg zu einer selbstbestimmten Sexualität, in: Bundeszentrale (Hg.), »meine Sache«, 28–37, hier: 31f.

40 Ebd., 32.

41 Vgl. S. Düring, Manchmal wär ich gern ein bisschen geiler – Sexuell befreit und doch nicht glücklich, in: Pro Familia Magazin 1996 (Heft »Mädchen«).

42 Schwarz, Mädchen, 35.

43 Vgl. ebd., 35f.

44 Ebd., 37.

45 Vgl. ebd., 36.

4 Religionspädagogische Aspekte

Religionspädagogisch Handelnde werden sich – so jedenfalls die Erfahrungen der Verfasserin⁴⁶ – sowohl mit den Auswirkungen der selbst noch in der jüngeren Theologiegeschichte vorhandenen und nahezu sprichwörtlichen Körperfeindlichkeit christlicher Traditionen auf die eigene Biographie auseinander setzen als auch die aktuellen Tendenzen des Umgangs mit dem Körper kritisch beleuchten müssen. Die Abwertung des Körperlichen bis hin zur Vorstellung, dass der »eigentliche«, geistige Mensch in einem Fremd-Körper lebt, ist jeweils kulturell bedingt – ob es sich nun um den platonisch-neuplatonischen Dualismus oder um die postmoderne Körperfeindlichkeit und -verachtung handelt, die ausgehend von der Vorstellung der Machbarkeit den Körper nach eigenen Kriterien zu gestalten sucht: In jedem Ansatz wird der Körper als »Einschränkung, Behinderung« erfahren, ist er das, »wodurch ich mit mir nicht eins, sondern uneins«, »mit mir selbst nicht identisch, gegen mich aufgebracht bin«⁴⁷.

Heutige Jugendliche dagegen werden kaum noch mit »verletzten« Biographien behaftet sein. Sie betrachten ihren Körper als Ort des Experimentierens, an dem sie sich selbst suchen und finden können. Kleidung, Schmuck, Accessoires, Bewegung und Sport dienen der Inszenierung des eigenen Ichs – für sich selbst und für andere. Ob Girlie oder Vamp, Bubi oder Macho, geschlechtsspezifisch oder geschlechtsübergreifend: Alles ist drin im unbefangenen, spielerischen Erproben möglicher Rollen und ihrer Wirkungen. Bewusster und kreativer Umgang mit dem Körper kann somit der Identitätsfindung dienen.

Heranwachsende werden allerdings auch – sofern sie nicht den gängigen Körperbildern entsprechen – ihren Körper als Hindernis, auf jeden Fall als Herausforderung erleben, wenn sie nach ihrer Identität suchen. Ihnen bleibt u.U. der spielerische Umgang mit ihrem körperhaften Selbst vorenthalten. Ihr Umgang mit dem Körper wird eher durch ständiges Bemühen, den Körper – sich – entsprechend verändern zu müssen, um anerkannt und angenommen zu werden bzw. sich selbst annehmen zu können, gekennzeichnet sein.

Setzt sich religionspädagogisches Handeln zum Ziel, weibliche und männliche Menschen so zu begleiten, dass sie »sich selbst als einzigartig und unverwechselbar, nicht austauschbar erfahren«⁴⁸ können, also mit sich selbst identisch werden und »heil«

46 Sowohl in der Arbeit mit Studierenden der Theologie als auch in der Fortbildung von Religions-Lehrkräften wird immer wieder deutlich, dass insbesondere religiös sozialisierte (junge) Erwachsene vielfach ein problematisches Verhältnis zum eigenen Körper und zur eigenen Sexualität haben.

47 W. Herzog, Der Körper als Thema der Pädagogik, in: H. Petzold (Hg.), *Leiblichkeit. Philosophische, gesellschaftliche und therapeutische Perspektiven*, Paderborn 1986, 259–310, hier: 272.

48 N. Mette, Religiöse Bildung zwischen Subjekten und Strukturen, in: G. Bitter u.a. (Hg.), *Neues Handbuch religionspädagogischer Grundbegriffe*, München 2002, 31–35, hier: 34.

sein, dann lässt sich dies nicht ohne Beachtung des Körpers realisieren. Achtsamkeit gegenüber dem Körper schließt gleichermaßen das Bewusstsein der äußerst ambivalenten Körpergeschichte wie die Fähigkeit zur kritischen Auseinandersetzung mit der Konstruktion des kulturellen Körpers sowie dem daraus erwachsenden Umgang mit dem eigenen Körper ein.

Religionspädagogisches Handeln beinhaltet demnach sowohl das Bewusstmachen der Kehrseite heutigen Körperkults, der Körperverachtung, als auch das Reflektieren des Körpers als Männer- und Frauenkörper, die unterschiedlich bewertet werden und mit unterschiedlichen Lebensmustern verbunden sind.⁴⁹ »Körperarbeit« erweist sich auf diesem Hintergrund als ein geeigneter Weg, einerseits die Experimentierfreude der Jugendlichen aufzugreifen und zu fördern, andererseits durch bewusste Konfrontation mit dem eigenen Körper psychische Belastungen aufzudecken (und ggf. zu bearbeiten). Der Einbezug der Körperlichkeit, Respekt vor der eigenen Körperlichkeit sowie der Körperlichkeit anderer, Wahrnehmung von Verantwortung für sich und andere können schließlich dazu führen, dass Sexualität als »Mysterium« erkannt⁵⁰ und weder mit unerfüllbaren gesellschaftlichen Ansprüchen noch mit kirchlichen Moralvorschriften überfrachtet wird.

Aus theologischer Perspektive ist zu bedenken, dass der Tendenz zur Verdrängung und Missachtung des Körpers in der Tradition ebenso wie in der heutigen Gesellschaft die neutestamentliche Botschaft entgegensteht. Diese »zeigt sich als eine körperlich verwurzelte und körperlich erfahrbare Heilsverheißung«⁵¹, vornehmlich im erzählten Leben und Wirken Jesu. Der Blick auf die Heilungen Jesu zeigt die Intensität der Körperlichkeit des Heils. In den heilenden Berührungen Jesu »ereignet sich ein fühlbarer und greifbarer Kontakt zwischen Personen, eine wechselseitige körperliche Bestätigung, eine Bestätigung der Körperlichkeit des Personseins. Durch diese Geste geschieht hier das Heil in Gestalt der Heilung.«⁵²

Dr. Agnes Wuckelt ist Professorin für Religionspädagogik an der Katholischen Fachhochschule Nordrhein-Westfalen, Abt. Paderborn.

49 Vgl. *Amnicht-Quinn* 1999, 352f.

50 Vgl. ebd., 349.

51 Ebd., 135.

52 Ebd., 134.